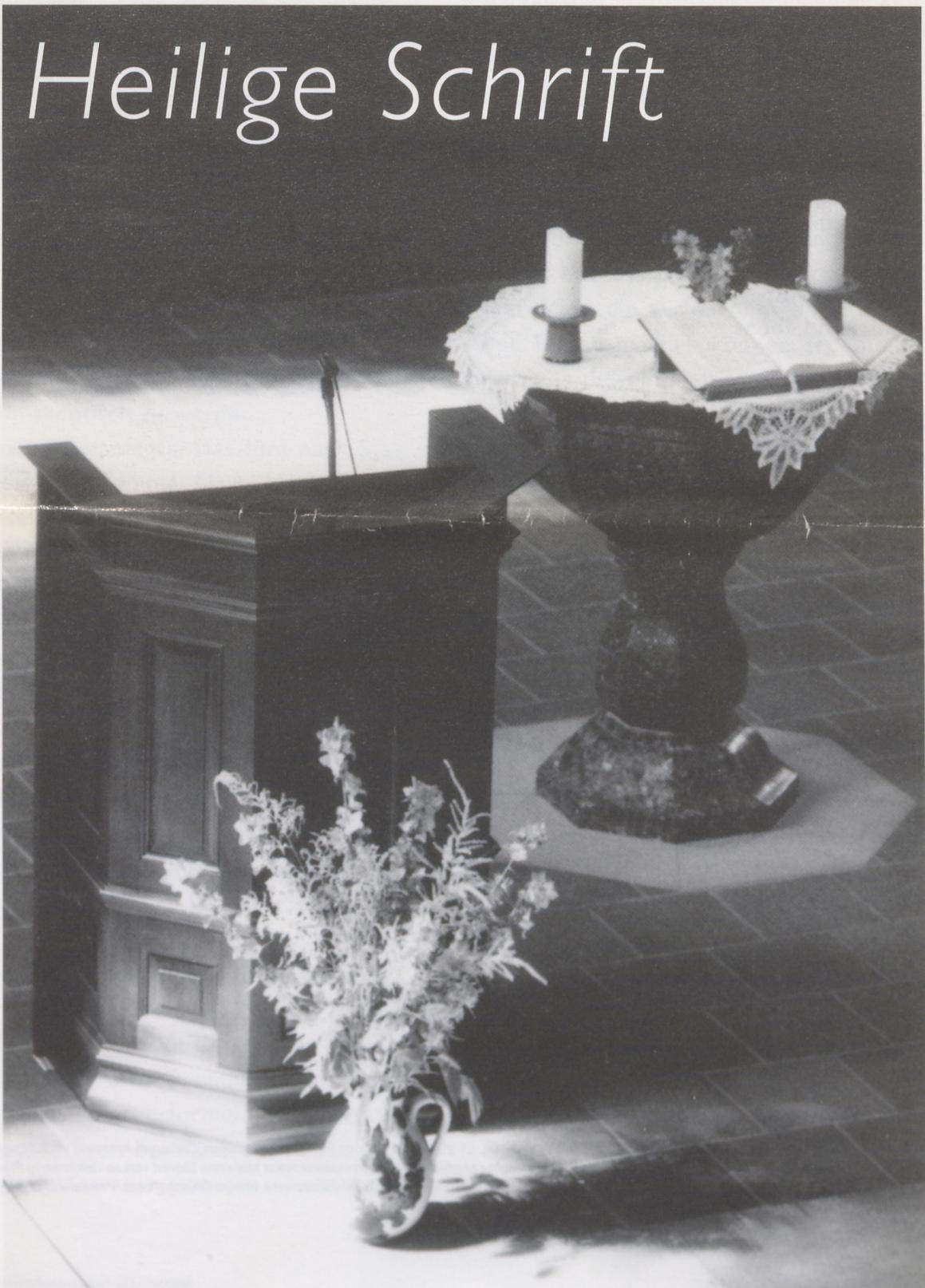


facultativ

Theologisches aus Zürich

Heilige Schrift



Beilage zur Reformierten Presse Nr. 15/03

Inhalt

Editorial: Heilige Schrift	3
In der Bibel suchen – sich in der Bibel verlieren	4
Wie heilig ist die Heilige Schrift?	6
Kanon als Horizont – des Lesens und Lebens	8
Innerbiblische Schriftauslegung und die Heiligkeit der Schrift	10
Neuigkeiten	13
Veranstaltungskalender	14
Publikationen	16

Zu den Bildern:

Alle Abbildungen – mit Ausnahme des Rembrandt-Bilds – sind mit freundlicher Genehmigung des Autors dem folgenden Buch entnommen: Heinrich Schneider, Entdeckungsreise. Reformierter Kirchenbau in der Schweiz, Stäubli Verlag, Zürich 2000. Das Buch stellt eine wahre Fundgrube von eindrucklichen Fotografien reformierter Kirchenbauten dar und sei an dieser Stelle herzlich empfohlen.

facultativ Beilage zur Reformierten Presse, Badenerstrasse 69, 8026 Zürich, Tel. 01 299 33 21, Fax 01 299 33 93 REDAKTION Christoph Ammann im Auftrag der Theologischen Fakultät Zürich, Kirchgasse 9, 8001 Zürich, Tel. 01 634 47 40 LAYOUT Reformierte Medien, Julia Resch KORREKTORAT Marianne Sievert VERLAG Reformierte Presse DRUCK Stämpfli AG, Hallerstrasse 7, Postfach, 3001 Bern, Tel. 031 300 66 66, Fax 031 300 66 99 HERAUSGEBER Reformierte Medien@Kirchenblatt/Protestant/EPD/Reformierte Presse, 15. Jahrgang

Editorial: «Heilige Schrift»



Christoph Ammann

«Die Bibel ist die Grundlage unseres Glaubens.» Auf der Internetseite zum Jahr der Bibel bin ich auf diesen Satz gestossen – und darüber gestolpert. Manchmal stolpert man gerade über das allzu Selbstverständliche, das man schon hundertfach gedankenlos überlesen hat. Kurz darauf lese ich, dass die Bibel das «Fundament unserer Kultur» sei. Auch dies habe ich schon dutzendfach gehört und gelesen, genug jedenfalls, um skeptisch zu werden.

«Grundlage», «Fundament»: Das tönt nach Stabilität, Sicherheit, Ordnung. Nach etwas Stabilem, das unserem Glauben Halt gibt, wenn um einen herum alles brüchig und fraglich wird. Nach etwas Beständigem, das im Fluss der Zeiten Halt und Orientierung ermöglicht.

Mir kommen Fragen: Verschafft dieses Buch unserer christlichen Existenz tatsächlich ein Fundament aus Beton? Ist die Bibel der Schlüssel zu unserer Kultur, die abendländische Geistesgeschichte nichts als eine Fussnote zur Heiligen Schrift? Oder wird mit dem grundlegenden Charakter der Bibel eher auf ihre einheitsstiftende Funktion abgehoben: die Heilige Schrift als Garant der Einheit des Christentums, als kleinster gemeinsamer Nenner von Billy Grahams Christentum und meinem?

Immer stärker wird mein Verdacht, dass die Rede von der Schrift als «Grundlage des Glaubens» eine jener Konsensformeln sein könnte, deren suggestive Kraft bei näherem Betrachten schnell verpufft. Der *common sense*, auch der

theologische, ist oft weniger Allgemeingut, als er zu sein vorgibt. Und ob die Bibel das Fundament unserer Kultur ist, scheint mir auch weit unselbstverständlicher zu sein, als manch professioneller Kulturversther und manche Bildungsbürgerin meint.

Aber vielleicht ist diese Erfahrung, die ich mit diesen vermeintlich selbstverständlichen Sätzen gemacht habe, ja gar nicht so untypisch für die Erfahrungen, die wir auch im Umgang mit biblischen Texten machen können. Jedenfalls sehen dies die in diesem Heft versammelten Texte so. Sie betonen, wie im – lesenden, hörenden, feiernden – Umgang mit der Bibel eine Erfahrung der Fremdheit und Entselbstverständlichung zu machen ist, die Vertrautes fraglich und Unwichtiges bedeutsam werden lässt.

Von daher ist auch die Frage neu zu stellen, ob die Bibel die Grundlage des Glaubens ist. Die Texte dieses Hefts geben darauf keine explizite Antwort, und das ist wohl auch gut protestantisch so. Weder Bibel, Papst noch ein Lehramt von Gelehrtenpäpsten schreiben uns eine Antwort vor. Aber vielleicht lässt sich andeutungsweise so viel sagen: Die Schrift ist eine der Grundlagen unseres Glaubens, aber eine, auf der man zuweilen ausgleiten und ins Rutschen kommen kann; eine Unterlage, die einem auch mal den sicheren Boden der Selbstgewissheit entzieht, einen verwirrt und desorientiert, bevor sie einen – hoffentlich – neu sehen lässt. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine interessante Lektüre.

Christoph Ammann ist Assistent für Öffentlichkeitsarbeit an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich, christoph.ammann@access.unizh.ch

Kanon als Horizont – des Lesens und Lebens

PHILIPP STOELLGER

«Jedesmal, wenn wir ein Buch lesen, hat sich das Buch verändert, das Beziehungsgefüge der Wörter ist ein anderes» (J. L. Borges).

Eine Horizontdifferenz

Die kanonischen Schriften sind eine recht komplexe Textwelt. Als Textwelt eröffnen sie eine *Gegenwelt zur Lebenswelt* und damit eine *Grunddifferenz* von zwei Horizonten: im einen leben, im andern lesen wir.

Das «Universum von Selbstverständlichkeiten», in denen wir leben, all unsere Gewohnheiten und Alltäglichkeiten sind der Hintergrund, den wir immer schon mitbringen. Demgegenüber öffnet die Textwelt der Schriften eine *Differenz*, die manche unserer Selbstverständlichkeiten fraglich werden lässt. Wer im Lesen lebt, lebt auf einmal woanders – auf Urlaub von der Lebenswelt.

Hermeneutisch heisst das, den *Text als Welt* und nicht wie gewohnt die Welt als Text zu verstehen. Der Gewinn dieser Übertragung ist, den Text nicht nur als ein «etwas in der Welt», sondern als *Gegenwelt* von eigener Dynamik in den Blick zu bekommen. Diese Weltendifferenz eröffnet *jeder* Text, der genug Eigendynamik hat, um in ihm (eine Weile) lesend zu leben.

Das Paradox des Kanons

Die kanonischen Schriften sind Tradition, anschaulich gesagt: ein Sediment der Welt, in der wir leben. Um es paradox zu formulieren: *Kanonisch ist, was man nicht gelesen zu haben braucht, um es zu kennen*. Das hat allerdings etwas mit ganz gewöhnlicher «Bildung» zu tun.

Eine «kanonische» Bildungsdefinition stammt von dem ehemaligen französischen Ministerpräsidenten Edouard Herriot: «*Bildung ist das, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat.*» Wollte man die Wendung ergänzen, müsste sie lauten: *Bildung ist, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen und verlernt hat, was sich vergessen und verlernen lässt*. Hans Blumenberg hat das noch etwas weitergeführt: «*Bildung ist kein Arsenal, Bildung ist ein Horizont.*» Was bleibt, wenn man alles vergessen hat ist der Horizont. Damit unterstellt er, trotz Bildungskrise und Traditions-

abbruch »sei da noch etwas, was übrig bleibt«. Prägnanter könnte man formulieren, *erst im Vergessen zeigt sich die Bildung, oder mit der Zeit zeigt sich das Unvergessliche*.

Auch wenn man ihn kennt, ohne ihn gelesen zu haben, ist der biblische Kanon auch dem geübten Bibelleser immer wieder fremd. Daher gilt wohl auch: *Kanonisch ist, was man immer wieder lesen muss, um damit leben zu lernen*. Denn der Kanon geht nicht in unseren Üblichkeiten, unseren Traditionen und Selbstverständlichkeiten auf. Diese Differenz ist es allerdings gerade

nicht, was sich von selbst versteht, sondern an die ist auch der geübte Leser gelegentlich zu erinnern.

Um zu diesem Zweck einen der gern gefürchteten «neueren Franzosen» anzuführen: «Eine wiederholte Lektüre ... allein bewahrt den Text

vor Wiederholung (wer es versäumt, wiederholt zu lesen, ergibt sich dem Zwang, überall die gleiche Geschichte zu lesen), vervielfältigt ihn in seiner Verschiedenheit und in seinen Pluralen: sie reisst ihn aus seiner internen Chronologie ...; sie ist keine Konsumierung mehr, sondern Spiel (jenes Spiel, das Wiederkehr des Verschiedenen ist)» (R. Barthes).

Im Lesen leben?

Eine Pointe der *Differenz* von Text- und Lebenswelt ist, dass sie zwar mancherlei Übergänge zwischen diesen beiden Horizonten ermöglicht – aber keinesfalls eine *Horizontverschmelzung*.

Denn die wäre entweder eine Auflösung der Lebens- in die Textwelt (nur noch im Text zu leben wie eine Romanfigur oder nur im Lesen zu leben wie ein Bibliothekar vielleicht) oder eine Auflösung der Text- in die Lebenswelt (z. B. die Textwelt als blosser Konvention zu behandeln). So jedenfalls wären die Übergänge der beiden Welten nur noch Ausgänge aus der einen in die andere – und das wäre immer auch ein Verlust, ein Weltverlust.

Was wäre dann ein Übergang, der kein «Notausgang» ist? Wie der Horizont, in dem wir alltäglich leben, ist auch der Horizont, in dem wir lesen, ein Ort, an dem wir anderen begegnen, die dort lesen und gelesen haben. Die Schriften sind ein Ort (Topos, nicht Utopos) der Begegnung von Lesern verschiedener Herkunft und Zeiten. Diese *topische Funktion* scheint mir eine *andere* Versammlung der Leser zu eröffnen, anders als die der Verschmelzung.

Denn der Ort der Schrift ist zwar *nur in der Lektüre* gegeben, aber nie einfach der Lektüre *gegeben*: sie vergegenwärtigt eine Vergangenheit, die einmal Gegenwart war – aber nie in der Gegenwart aufgeht. Die Schrift ist nur im Lesen und in der Erinnerung daran gegenwärtig, aber sie geht nie im Lesen und in der Erinnerung auf. Sie bleibt ein anderer Ort, ein Urlaubsort vielleicht. Ein anderer Himmel und eine andere Erde.

Sola scriptura

Die theologische Pointe der Differenzthese ist, die Schrift als solch einen Ort dauerhaft zu unterscheiden von allen späteren und sonstigen Orten. Das *sola scriptura* unterscheidet die Textwelt der Schrift von allen möglichen anderen Welten, um ihre *besondere Funktion* zu wahren: eine *Gegenwelt* zu sein, ein Horizont, der nicht in der Pluralität der Horizonte aufgeht.

Und diese eigentümliche Differenz manifestiert sich in der *Materialität* der Schrift. Und die ist nicht geringzuschätzen. Es gibt – scheint's – innerprotestantisch eine seltsame «Papaphobie»: Während in der ökumenischen Diskussion bereits die Anerkennung des Papstes als Symbol der «sichtbaren Einheit» in greifbarer Nähe liegt, herrscht einhellige Ablehnung des vielgescholtenen «papiernen Papsts». Da reizt es doch zu fragen: *Warum eigentlich nicht der Kanon als «papierner Papst»? Der Kanon als das Zeichen sichtbarer Einheit?* Das hielte eine bemerkenswerte Differenz zum fleischlichen Papst offen, und es würde den Kanon nur als Papst (nicht als Christus) und nur als «Papier» (nicht als Heilsnotwendigkeit) verstehen.

Schrift brauchen

Die *Gegenwelt* wird zugänglich durch Erzählung und Lektüre, also primär durch Hören, sekundär durch Lesen. Beides sind *Gebrauchsformen* der Schriften. Die Textwelt wird erst durch ihren Gebrauch lebendig. Lektüre der kanonischen Schriften heisst «Leseerfahrungen» zu machen.

Nur sind die Leseerfahrungen *eigenartig*. Sie sind nicht aktuelles Erleben, nicht pragmatisch immer schon vermittelt, sondern Erfahrungen von etwas, «das nie Gegenwart war oder sein wird», was also in keiner Gegenwart aufgeht. Retrospektiv heisst diese Erfahrung «Erinnerung», prospektiv «Imagination». Das sind die beiden Modi der Interaktion von Text- und Lebenswelt. Übergänge sind die Versammlung der Lektüre und Erinnerung wie Imagination, sei es die Erinnerung an die Passion oder die Hoffnung auf ein Ende aller Passion.



Um noch einmal einen Bibliothekar zu Wort kommen zu lassen: «Unter den verschiedenen Werkzeugen des Menschen ist das erstaunlichste zweifellos das Buch. Die anderen sind Erweiterungen seines Körpers. Mikroskop und Teleskop sind Erweiterungen des Sehens; das Telefon ist eine Erweiterung der Stimme; dann haben wir Pflug und Schwert, Erweiterungen des menschlichen Arms. Aber das Buch ist etwas anderes: Es ist eine Erweiterung des Gedächtnisses und der Phantasie» (J. L. Borges).

Philipp Stoellger ist Geschäftsführer und Oberassistent des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie, stoellger@theol.unizh.ch